

Von S. Klarstein.

Peter Langmann war ein Elftöcher von Geburt, ein braver Koloff, der seinen uftig aufgefuchten Manegemagen mit den geätzten Löwen, den Ringfämpfern, den zweihundert Pfund schweren Riefenweibern, die mit Meffern und Pistolen aufeinander zugingen, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt führte. Das Gewicht mußte wohl aber nicht immer ganz flott gehen, denn es kam vor, daß der biedere Elftöcher sich vor feiner mageren Kasse den Kopf nachdentlich kratze und darüber grübelte, wie man die Schauluft des Publikums neu anfachen könne.

Eines Tages hatte er seine Manege in einem Provinzialstädtchen der französischen Grenze ausgefüllt und seines Ericolas ungewiß, daß er vor dem großen Wagen, der Personal, Thiere und Geräte zusammen beherbergte, und zerdrach sich den Kopf darüber, wie er seinem Circusprogramm ein paar zündende Nummern einfügen könne.

Herr Peter Langmann fand sich dabei in feiner fonderlich anmutigen Laune, ein Zeichen, daß es mit der Kasse nicht so schlecht bestellt war. Er sah deshalb nicht übertrieben verbindlich auf, als plötzlich zwei junge Männer vor ihn hin traten.

„Sie wünschens?“ fragte er in nicht ganz artigem Tone.

„In Ihre Truppe einzutreten,“ erwiderte der eine der jungen Leute in gleich lakonischer Kürze.

„Was können Sie?“

„Alles, was Sie verlangen.“

„Na, da versprechen Sie ja ein ganz Theil mehr, als Sie leisten im Stande sind,“ meinte kopfschüttelnd Peter Langmann.

„Probiten Sie’s!“ sagte der zweite junge Mann.

„Können wir,“ versetzte der Direktor.

„Sie sind stark, was? Geh’n Sie mal über den Hof, eine Fuhrer mit Steinen ist vorhin in den Graben gefallen, holen Sie sie raus, die Karette liegt mit im Wege.“

„Schön.“

Und Dyl, der eine von den beiden jungen Leuten, sah bei diesem Werk bereits unter dem Fuhrwerk, dessen Riefenlast kaum drei Pferde zu bewältigen vermöchten, und mit einer einzigen kraftvollen Bewegung seiner muskelstrammen Schenkel hob er es vom Geleise und setzte es gerade, während Dal, der zweite junge Mann, sich zwischen die Deichsel spannend den Wagen auf die Hauptsee rollte, als sei er von federleichten Gewicht.

Herr Langmann rief seine flauenden Augen weit auf, hielt es aber trotzdem für richtig, die Probe fortzusetzen.

„Und wie sieht es mit der Begleitlichkeit?“

„Er hatte kaum die Frage ausgesprochen, als die beiden jungen Leute mit einem doppelten Luftsprung über ihn fortsetzten.“

Herr Langmann stand da wie vom Donner gerührt.

„Halt! halt! halt! über den Erdboden und die Weiden waren ihm mit der sinken Leichtigkeit von Vögeln über seinen Kopf gesprungen.“

„Ja, aber was für Honorar verlangen Sie?“ fragte er, als er erst seiner Stimme wieder trauen konnte.

„Freie Station und die Höhe des Honorars wollen Sie gefälligst selber bestimmen.“

Sie wurden schnell handelseinig, und wirklich hielt mit dem Einzug der Nebenbuhler auch das Glück seinen Einzug in den „Circus Langmann.“ Am frühen Abend und volle vierzehn Tage hindurch rief man sich um die Plätze dabei, und als der Herr Direktor nach Ablauf dieser Zeit seine Zelte abbrechen und einen anderen Ort aufsuchen wollte, that der Magistrat selbst Schritte, um Peter Langmann zu längerem Verweilen zu veranlassen.

Man hatte bisher nie im Städtchen und vielleicht auch nirgend anderswo größere, eifriger und blühender Gaststätten gesehen, als die zwei schwümen Burgen, die auf steilem Hügel als Seiltänzer, als Clowns im Manegefeld oder auf dem Trazep wie ein von einem einzigen Willen besetzter Doppelkörper auftraten. Ob sie sprangen, in der Luft pirouetteten, einander auf der Schulter gerieten, stets traten sie wieder wie die flammeischen Zwillinge vor das entzückte Publikum.

Waren die beiden Brüder? Wie mochten ihre Namen in Wirklichkeit lauten? Welcher Zufall hatte sie am gleichen Tage nach Langmann’s Zelt verschlagen? Gar Wunder zerdrach sich den Kopf darüber und fast Alle interessierten sich für das schlanke Athletenpaar mit seinen gefahrenrollen Produktionen — nur Eine nicht. Das war Fräulein Retta Langmann, das Tochterchen des Direktors, das süßeste, reizendste, erlesenste Geschöpfchen, das eine hochfliegende Phantasie sich erlauben kann. Kaum sechzehn Jahre alt, gaultelte sie einher wie ein Schmetterling und sah mit ihrem weißgoldenen Porzellangeschichten, in ihrem bunten Kittenrad, wenn sie auf ungefalteter Pferde durch den Circus legte und durch Goldreusen und Papiermonde sprang, ganz aus wie eine Tochter der Luft. „Komet“ lächelte, mit dem Intimiten eines Weibes verband sie ihre Schelmerinnen mit dem Kinderansdru eines Porträts von Gräupe.

„In nächster Laune hatte sie sofort die beiden Freunde zu reden begonnen. Bald ließ sie Dyl nach, bald sprang sie hinter Dal auf das Trazep und oft mußten beide mit dem Angebot ihrer ganzen eifrigeren Gleichzeitigkeit balancieren, weil Retta’s Unbekanntheit mit equili-

Der Sonntagsgast.

britischen Künstlern die Weiden zu einer lustigen Bewegung und wohl gar zum halbbrechenden Aktus hinzureihen drohte.

Werkwürdiger noch war es, daß Retta es trotz ihres bescheidenen Redens und Wagens, trotz ihrer Koboldstreiche wohl verstand, die Freunde in respektvoller Entfernung von sich zu halten. Kalt und korrekt, gestattete sie trotz ihrer Lustigkeit ihnen nicht die leiseste Vertraulichkeit, wie es der Tochter des Chefs gegente.

Sie war doch noch zu sehr Kind, um zu bemerken, daß Dal erblaute und zu güttern begann, wenn sie sich länger als sonst mit Dyl befaßte und sich mit ihm verplauderte und daß Dyl die zur Seite erglühete, wenn sie zufällig Dal bei ihren wilden Sprüngen auf das Schwungseil etwas feiler hielt als sonst.

Inzwischen häuften ihr Papa, Herr Peter Langmann, durch seine neuen Magnete wahre Schätze auf, und natürlich strebte, er mit immer wachsender Begier darnach, sich die dauernden Dienste seiner beiden Artisten zu sichern.

Die Besorgnis, daß sie ihm abspenstig gemacht werden könnten, gab ihm den Gedanken ein, sie zu seiner Theilhaberin zu machen, doch wurden seine Einlassungen von den Herren so kalt aufgenommen, daß ihm die Lust zu weiteren Verjungen verging. Dennoch gab er die Idee nicht ganz auf und es beschloß ihn, wie un-natürlich eigentlich die Gleichgültigkeit gegen jeden materiellen Vorteil von Seiten der Weiden sei.

Was mochte hinter dieser Ablehnung stecken? Unbegreiflich, daß zwei junge Leute die so mühsam für ihren Lebensunterhalt arbeiteten, einen Vorschlag so sich wiesen, wie er ihnen gleich vorteilhaft kaum je wieder geboten würde? Gingen sie vielleicht mit dem Vorhaben um, einen eigenen Circus zu eröffnen? Bei diesem Gedanken fing Peter Langmann’s Herzblut zu stocken an. Einen eigenen Circus? Nein, der Sache müht er vordeugen — er mußte ihr ein Ende machen und wenn er zu diesem Zweck ihnen seine Tochter hergeben müßte.

Ihnen seine Tochter geben — ja, aber es waren ja zwei Liebhaber, welcher von den Weiden sollte sie denn zum Glück? Ihn seinerseits war es ja gleichgültig, wer es sein sollte. Dyl tangte und balancierte unvergleichlich auf dem steifen Seil und Eisentrakt, dagegen suchte Dal im Schwimmen, im Pirouettiren auf dem Schwungseil und im Jongliren seines Gleiches. Eine fatale Verlegenheit stellte sich, aber wer eine Schlägel gewinnen will, muß immer etwas auf’s Spiel setzen, dachte Herr Peter Langmann.

Zuerst schloß er sich mit seiner Frau in’s Einnernnehmen und war sehr erlaunt, von ihr zu hören, daß weder Dyl noch Dal sich ein Wort um Retta kümmerten. Man rief Retta herbei und sie erklärte lachend, daß sie entweder Beide heirathen wolle oder Keinen von Beiden.

Etwas aus dem Concept gebracht, stand Peter eine Weile da, dann war sein Entschluß gefaßt. Der Herr Direktor begab sich schnurstraks zu den Brüdern und setzte ihnen seine Verlegenheit und sein Vorhaben kurz auseinander. Er erklärte ihnen, daß er sie durch unelöbliche Wände an sich zu fesseln wüßte, daß er bedauere, nicht zwei Töchter zu haben, um beide Herzen seine Schwiegerköpfe nennen zu dürfen, daß aber, da die Verlobung ihm nun einmal nicht mehr als eine Bewilligung habe, er bereit sei ihnen diese eine zur Verfügung zu stellen.

„Und wer von Euch Weiden, schloß er unummunden, will nun der Mann meiner süßen kleinen Retta werden. Ein Wenig verhandelt sich der Circus-Direktor wohl auf Physiognomik, aber er war viel zu vertieft in seine Jeteressen, um den Ausdruck der Weiden, der sich auf beiden Geschlechtern plöblich malte, große Beachtung zu schenken.

Dyl und Dal tauschten einen Blick aus.

„In vierzehn Tagen sollen Sie Antwort haben,“ sagte Dyl endlich.

„Jawohl, in vierzehn Tagen,“ bestätigte entschlossen Dal.

„Aha! Nach dem Aufstieg im Ballon, was?“ blinzelte Langmann vernünftig.

„Nach dem Aufstieg, jawohl!“ versetzten Dyl und Dal kurz.

Man hätte den beiden Männern hauptsächlich zu keinem ungeringeren Moment mit Heirathsvorschlägen kommen können. Kurz vorher hatte nämlich ein wohlbekannter Luftschiffer bei Peter Langmann vorgespochen und hatte mit ihm eine vollständige Radmittagsvorstellung verabredet, die in einer großen Provinzialstadt stattfinden sollte.

Der Luftschiffer hatte an seinem Ballon ein Trazeparrangement besetzten lassen und die Athleten Dyl und Dal sollten mit aufsteigen und so lange sie sichtbar waren, die schwersten und halbbrechenden Kunststücke ausführen.

um den Platz ein Seil ziehen und einen Trapp Schukleure zur Wahrung der öffentlichen Ordnung aufstellen lassen. Der Raum zum Aufstieg des Ballons war reichlich bemessen und eine so zahlreich Menschmenge hatte sich eingestellt, daß man wie in ein wogendes Meer von Köpfen und Gesichtern sah. Jamnten des vom Seil unspannten Raumes schwannte und wiegte sich leise der Ballon, wie etwa ein dickhäutiger Säckchen, der sich trotz der feierlichen Stille ansetzte.

Plötzlich mit dem Glodenschlag dreiregte sich die Menge erwartungsvoll, denn auf einem von Retta leicht gelenkten Wagen, die in ihrem langschleppenden römischen Pepium frischer und rofiger aussah denn je, erschienen schön wie die Götter Dyl und Dal, beide in einer Art Trauertracht: ebenholzfarbene Trikots mit silberneuchenden Gürteln.

Mit einem anmutigen Gruß an die beifallpendende Menge und einer noch tieferen Vereinerung vor der reizenden Wagenleiterin sprangen sie in den Koß, und da der Luftschiffer bereits an seinem Plage stand, wurden die Seile ausgeworfen und fort geschoben die Drei in die Wolken empor. Einen Augenblick trat Kule ein, dann rauchte erneuter Beifall auf.

Wit der Energie eines Schwimmers, der sich mit einem kunstvollen Stoß der Ferle von Ufer abhob, hob sich der Ballon und flog schnurstraks in die Luft. Dann sah man, wie sich zwei junge schlank Gestalten im Schiffchen gerade aufstiegen, die einmischen noch vom Taumel verdundelt waren, einen Augenblick später jedoch auf der Trazepstange in volles Licht traten, ein Anblick, wagenstüßig und wunderbar!

Hoch aufgerichtet standen beide Männer auf der Stange, sie waren sehr schlank, hatten die Arme verfürcht und nur eine leise, wiegende Bewegung ihrer Körper deutete ihnen dazu, sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Dyl sprach zuerst.

„Dal,“ sagte er, „ich kenne Dein Geheimnis. Du liebt Retta, wie ich sie liebe. Ist es nicht so?“

„Es ist so,“ erwiderte Dal. „Ich liebe sie.“

„Bist Du geneigt, zurückzutreten und mich ihr Mann werden zu lassen?“ fuhr Dyl festem Tone fort.

„Nein. Und Du — willst Du sie mit überlassen?“

„Laufend Mal nein!“

„Dann also?“

„Muß das Schicksal zwischen uns entscheiden.“

„Du meinst, daß Derjenige, der am Lieben bleibt, sie bekommt?“

„Genau so, Derjenige, der am Leben bleibt, bekommt sie. Und nun heraus mit Deinem Meffer, Finke!“

Während sie sprachen, waren sie auf dem Trazep bis zu den stühenden Seiten zurückgewichen. Jetzt legten sie die Hand an’s Meffer und lagen sich mit tödlichem Haß an, ohne des Windes zu achten, der sie umfegte, ohne das erhabene Schauspiel zu gewahren, das sich vor ihnen aufstufte: unter ihnen die weite grüne Erde, über ihnen der tiefblaue Himmel.

Dann sprangen sie plötzlich gluthleuchtend, mit grimmlichen Augen aufeinander. Es war ein Vernichtungskampf. Dem freien Arm bogon sie zum Schilde vor, zwangen einander auf der Stange, die sich unter ihrem Gewicht bog, rückwärts zu gehen. Ein hinterredendes Gemurmel, ein erschütterndes Brang von unten herauf. Die Menge bewunderte die neue Programmnummer.

Retta klatschte mit den Lebigen Beifall. Einen Augenblick standen sich die jungen Leute da ohne bewegungslos mit angepannten Muskeln im Kreuzsprung gegenüber. Dann bemächtigte sich Dyl plöblich des Haltet, den Dal am Taumel hatte, und warf sich auf ihn, und selbst in diesem Anfall unnützer Wuth ließ ihn Instinkt Beide das Gleichgewicht festhalten.

Aber nur eine Sekunde verharreten sie in dieser Stellung. Mit einer mächtigen Anstrengung preßte jetzt Dal den Gegner an die Stange und verlor sich ihm mit einem plöblichen Stoß des freien Armes einen Schlag auf den Kopf, daß Dyl tödtete. Das Gleichgewicht der Stange war fast verloren und Dal vermochte sie gerade noch zu erfassen, als Dyl daraufstieß.

Die Menge unter drach über die Kühnheit dieser Bewegung, die ihnen als neues Kunststück galt, wiederum in Beifall aus.

Das brachte Dal zu sich und stalt Dyl von der Stange zu stoßen, wie seine Absicht gewesen war, packte er ihn um die Taille und kletterte unter ungeheurer Anstrengung das Seil empor in des Ballonkroupe hinein. Bevor sie niedersteigen, erreichte Dyl sein Bewußtsein wieder.

„Du hast mich gerettet,“ sagte er. „Ohne Dich würde ich abgefrüht sein. Ich überlasse Dir Retta.“

Am nächsten Tage hatte das Personal des Langmann’schen Circus eine Lide aufzuweisen. Dyl war fort.

Die Regimentsmusik.

Der Oberst von Pritzenstein sah an einem schönen Morgen bei einer Tasse Kasse und Bites mit Bechagen die blauen Rauchwölken in die Luft, denen er mit einem gewissen, glücklichen Lächeln nachsah, als wenn eine angenehme Erinnerung in ihm vorüberginge. Ja, gestern war der Herr Oberst von dem gegenwärtig hier auf seinem Schlosse weilenden Herzog zum Souper geladen gewesen und hatte viele Schmeicheleien über sein Regiment, über dessen Leistungen und über die Regimentsmusik von Sr. Hoheit zu hören bekommen, nicht minder gnädig hatte sich die Herzogin über das Militär hier geäußert u. s. w. Kein Wunder also, wenn der alte Krieger heute besonders gut gelaunt war.

Soeben brachte der treue Georg — Schorsch genannt — das Tagblatt, und nachdem er sich bolgerade vor seinem Obersten hingestellt hatte und die Zeitung übergeben, verschwand er wieder mit einem flotten Keht!

Rachlässig nahm der Oberst das Blatt in die Hand und begann mit gleichgültiger Miene darin zu lesen.

Plöblich wurde sein Gesichtsausdruck ernster, ein flauerndes Lid bligte aus den Augen, und wie von einer Biene gestochen fuhr er in die Höhe, mit mächtiger Kommandostimme rufend: „Schorsch!“

„Der an strenge Disziplin gewöhnte Diener stand alsogleich vor seinem Herrn: „Was befehlen Herr Oberst?“

„Der Musikmeister soll sofort zu mir kommen,“ befahl derselbe mit ingrimmigem Blick.

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ sagte der Diener und verschwand.

Nach einer Viertelstunde trat der Musikmeister vor den gestrigen Regimentskommandeur.

„Lesen Sie das, wenn Sie überhaupt noch lesen kann!“ war die erregte Anebe des Obersten.

Der erschrockene Musikmeister las im Insefentheil des Tagblattes folgendes: „Anfrage! Kann Jemand Musikschüler geben, warum die Regimentsmusik beim Passiren der Schloß-Allee niemals auf derbeiben zu spielen pflegt? Antwort in nächster Nummer.“

„Warum wird gerade auf der Schloß-Allee, unmittelbar vor dem herzoglichen Palast, nicht geblasen, he, Musikmeister?“

„S — zum Befehl, d — das ist mir noch gar nicht aufgefallen,“ flottierte der arme Musikmeister.

„So — nicht aufgefallen,“ donnerte der Oberst weiter, „aber in der ganzen Stadt fällt es auf, daß es sogar die Zeitung bringt. Wie kommt das, ich will einen Grund haben, oder es soll Jhn der Teufel holen!“

„Herr — Herr Oberst, ich glaub, ich mein, ich — mein — ich glaub — meine Leu — Leu — Leute können aus der Schloß-Allee nicht blasen, weil, weil — es zu eng dort ist,“ brachte der Musikmeister mühsam heroor.

„So — nun gut, werde bies in die Zeitung setzen lassen,“ entgegnete etwas ruhiger der Oberst, „s ist gut, Musikmeister!“

Blitzschnell war der Arme zur Thür hin- und der Oberst rief noch einmal seinen Diener.

„Schorsch, Du gehst augenblicklich in die Kiehlstraße, da wohnt so ’n Mensch, Finke heißt der Kerl, der subelt hier des Käßblatt zusammen, da sagst Du eine schöne Empfehlung von meinem Oberst, und Herr Redakteur Finke möchte so gütig sein, heute gelegentlich zu mir zu kommen.“

Schorch eilte rasch zu dem Redakteur des Blattes und richtete den Auftrag des Obersten wortgetreu aus. — Radmittags erschien denn auch Herr Finke beim Obersten und ließ sich durch Georg anmelden.

„Herrrein!“ knurrte der alte Krieger.

„Habe die Ehre, Herr Oberst, auf Ihre freundliche Einlad.“ Weiter kam der Redakteur nicht, mit lauter Stimme und süßaurer Miene unterdrach ihn der Oberst: „Danke, danke, Herr Finke; ich habe Sie bitten lassen — hm — ja — in Ihrem geschätzten Blatte.“ Der Oberst lächelte bitter, d. h. meine Regimentsmusik angeht, nämlich, daß dieselbe nicht auf der Schloß-Allee bläst, und Sie können die Beantwortung dieser etwas heilen Frage für morgen, d. h. in der nächsten Nummer an. Darf ich vielleicht heute schon um die Antwort ersuchen?“

Der Redakteur sagte nichts, sondern zuckte erst die Achseln, während er nur mühsam ein Rädeln verhiß.

„Aha, also Redaktionsgeheimniß — hm, hm, ich verstehe,“ sagte grimmig der Oberst. „Ich habe übrigens meinen Musikmeister schon darum gefragt, und der sagte mir, es sei unmöglich, auf der Schloß-Allee zu blasen, weil die Postage dort zu eng und klein sei, und ich erzeuge Sie nun dringen, diese Beantwortung in Ihrem sehr — Blatte aufzunehmen!“

Der Redakteur konnte sich nun nicht mehr halten und drach in lautes, heiteres Gelächter aus.

mehr um Politik gekümmert, sondern die meiste Zeit seines Lebens in Italien verbracht, Kunst und Literatur liebend und einen heiteren Lebensgenuß liebend. In Italien heirathete er auch seine Frau, eine geborene Lady Jane Grey — eben so geistreich, eben so unterrichtet, und eben so excentrisch als er selbst. Sieben Tage nach der Hochzeit trennten sich die Gatten schon. Sie ließen sich nicht scheiden, lebten aber nie mehr zusammen und trafen sich nur in Gesellschaft, wo sie sich sehr herzlich begrüßten und auf das Angenehmste miteinander verkehrten, stets ein wahres Kreuzfeuer von Bienen miteinander austauschend. Lady Orford lebte bis zu ihrem im Jahre 1886 erfolgten Tode in Florenz, wo ihre Salon eine Merkwürdigkeit der Stadt bildeten. Sie empfing von 1 Uhr Nachts bis 5 Uhr Morgens, und Alles, was an Eingeborenen und Fremden in der „Blumenstadt“ war, drängte sich bei ihr zusammen. Die Besichtigung war kränlich: Butterbrod und Landwein, aber der wunderbare Wit der Hausfrau, die alle europäischen Sprachen mit gleicher Beherrschung redete und in allen Bonmots zu machen verstand, zog mehr an, als anderswo die reichliche Tafel. Lady Orford lag während der Empfang im Schlafrack auf einer Eitelungsleuchte und rauchte die stärksten Havanna-Cigarren; auch die Neugier ihrer Gäste rauchte aus Leibeskräften. Fragte man die Lady nach dem Grund der Trennung von ihrem Gatten, so sagte sie lachend, er habe ihr nur zwei Stücke Zucker für eine Tasse Thee bewilligt, während sie vier gebraucht habe. Der Tod hingegen erzählte, seine Frau sei des Morgens stets ungewaschen zum Frühstück gekommen und habe den Zucker mit den Fingern aus der Zuckerdose genommen. Er habe sie darauf gebeten, sie möge sich entweder waschen oder die Zuckergänge gebrauchen. Da sie beides abgelehnt habe, sei die Trennung erfolgt. Jetzt sind Beide tot, und ihr Platz im Reich der „Excentrics“ wird schwerlich ausgefüllt werden. Vor Dr. Orford war bei der Heilung ein guter Freund des Herzogs von Soutterland, der das Fahren auf Lokomotiven als Sport betrieb, und des Earl of Wimbleton, der die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in einem unterirdischen Palaß bei Kensington verbracht, und in unterirdischen Gängen auf Bollblutpfeder spazieren ritt, während seine Dienerschaft mit Jadeln Spalter bildete. Ein excentrisches Kleeblatt, wie man es nicht besser wünschen konnte.

Der Fingerhut.

Der Fingerhut ist ein unserer schönen Leferinnen unentbehrliches Werkzeug. Ueber das erste Vorkommen desselben schwelt die Geschichte. In einem Wdrerbuche aus dem 12. Jahrhundert wird der „fingerhut“ unter 900 alltäglich zu gebrauchenden Dingen erwähnt. Das Darmstädter Museum bewahrt einen krummen, weiten Fingerhut, der in Bronce gegossen ist, auf der 1848 in der Burg Lannenberg an der idyllischen Bergstraße ausgegraben wurde. Da die Burg seit 1399 als Ruine auf dem Berggipfel thront, in welchem Jahre es als Stih eines Raubritters zerstört wurde, dürfte der Schlug erlaubt sein, daß dieser Fingerhut aus dem 14. Jahrhundert stammt. In Nürnberg bildeten die Fingerhüter seit 1524 eine eigene Kunst. Dieser altthrwürdige Hauptstift mittelalterlicher Kunst und Handwerk giebt auch heute noch in seinem hochberühmten „Germanischen Museum“ Kunde von der Verschaflichkeit früherer Fingerhüte. Einer derselben stammt aus dem Jahre 1595. Er ist in der Form unsern heutigen Fingerhüte sehr ähnlich; unter den Löchern aber ist er mit Bildern, Wappen, Medaillen, Lilien und einer Inschrift geziert. Du selbst wird auch ein kunstvoller Weibecher gezeigt, der die Gestalt eines großen Fingerhutes hat. Auf dem Deckel steht eine ritlerliche Gestalt, die in der Rechten eine große Schere, in der Linken eine Nadel als Lanze trägt. Dieser Fingerhut wurde 1588 der Nürnberger Schberzunft geschenkt. Später oerwendete man die Fingerhüte nebenbei auch zu Zuras- und Schmudgegenständen; zu diesem Zwecke verfertigte sie aus edlen Metallen, brachte reiche Verzierungen an und richtete sie sogar zu Bräutlingen von kleinen Bildern und ähnlichen Dingen ein, wie die heutigen Weidallen.

Jetzt wird der Fingerhut fast ganz ohne Verzierung hergestellt, höchstens, daß er in werthvollem Behälter als Reiseinstrument dient. Ueber die Art der Fingerhutfabrikation vor 200 Jahren stellt Christoph Weigel in einem 1698 erschienenen Werke interessante Aufschluß. Darin schreibt er über den Nutzen des Fingerhutes: „Insonderheit gebühret den Fingerhüten der Aufhm, daß sie die zarten Finger des preiswürdigen Frauenzimmes bis zu viel tausend Stichen, welche sie sonst nützlich als künstlich zu mancherlei Arbeit führen, sich re erhalten und manches Blutvergießen verhüten, welches doch oft, wenn der Fingerhut nicht allsobald bei der Hand ist, unschuldig vergossen wird.“

Gienagiam.

Director (einer Schmiere): „Wie schaut’s drausen aus, ist schon viel Publikum anwesend?“

Schauspieler: „Sech’s Dienstmädchen und vier Lehrlingen!“

Director: „Na, dann rasch angefangen, damit die Herrschaften nicht ungeduldig werden!“

Sonderbarer Logik.

Frau (zu ihrem Zimmerherrn): „Ach Gott, ach Gott, Herr Professor, das Unglück! Fällt heute Morgen ein Kind vom dritten Stockwerk...“

Professor: „Trösten sie sich! Viel besser, es fällt ein Kind vom dritten Stock als drei vom ersten!“

Aus London, 12. December, wird der „Straßburger Post“ berichtet: Mit dem stüngst verstorbenen Lord Orford ist wieder einer jener vornehmen Engländer von der Welt verschunden, die man „excentric“ zu bezeichnen pflegte: ein „excentric“, das bei der zunehmenden Verschlagung aller Individualität nahezu auszuheben droht. Orford war sehr gebildet und einer der gebildeten und kenntnisreichsten Menschen, die man sich nur denken kann. Als ganz junger Mann wurde er schon in’s Parlament gewählt, erklärte jedoch nach Ablauf der ersten Tagung, der er beigewohnt hatte, es gebe nichts Dümmeres als die Politik, und er begreife nicht, wie ein geistreicher Mensch seine Zeit mit solchem Blödsinn todtschlagen könne. Seitdem hat er sich ni-